

Alina Brehm

Repräsentanzen der Shoah

Über ein Café für Überlebende
und die Gegenwart der Vergangenheit



Psychosozial-Verlag

Alina Brehm
Repräsentanzen der Shoah

Forschung Psychosozial

Alina Brehm

Repräsentanzen der Shoah

**Über ein Café für Überlebende
und die Gegenwart der Vergangenheit**

Psychozial-Verlag

Für Sebastian

Gedruckt mit Förderung der Universität Wien,
Fakultät für Philosophie und Bildungswissenschaft

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2021 Psychosozial-Verlag, Gießen

E-Mail: info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Felix Nussbaum, *Der Triumph des Todes (Bildausschnitt)*, 1944
Umschlaggestaltung und Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

ISBN 978-3-8379-3092-4 (Print)

ISBN 978-3-8379-7799-8 (E-Book-PDF)

Inhalt

Vorbemerkungen	7
Anfang	11
Methode	25
Personen	53

Vorgeschichte

Nur gerettet, nicht befreit?	59
Pedigree	77
»Kann man das aushalten?«	89
Initiation	

Im Café

Starke Schulter	93
Herr Abel* und der Kinderchor	99
Zeittunnel	105
Von Wunden und Christen	113
Marie*	121
Wo gehört sie hin?	
(No) Microphone Expert	159

Adam*	167
Mit der Waffe in der Hand	
Scheiße	199
 <i>Zurück am Schreibtisch</i>	
Das Café als unmöglicher Ort	207
Nachwort 2018	221
2021 in Wien	229
Bemerkungen zur Publikation	
Literatur	239

Vorbemerkungen

Der Text, der auf diese Vorbemerkungen folgt, basiert auf meiner 2018 an der Goethe-Universität Frankfurt im Fach Soziologie eingereichten Masterarbeit *Repräsentanzen der Shoah im Leben von und in der Arbeit mit Überlebenden*. Betreut und begutachtet wurde dieses mit Blick auf die üblichen Konventionen soziologischer Abschlussarbeiten eher ungewöhnliche, vielleicht auch gewagte, Projekt von Peter Gostmann und Phil Langer, wofür ich ihnen sehr dankbar bin. Veränderungen gegenüber dem eingereichten Text wurden nur sparsam vorgenommen. Mir war es wichtig, die Arbeit in der Form zu publizieren, in der sie damals entstanden ist, auch wenn ich jetzt, drei Jahre später, dazugelernt und neue Perspektiven gewonnen habe. Da die Arbeit jedoch ohnehin einen Prozess abbildet und ihr Zeitlichkeit als wichtiges Element eingeschrieben ist, soll dieser Denk- und Lernprozess für die Leser*innen nachvollziehbar, interpretierbar und damit in seinen Schlüssen auch »angreifbar« bleiben. Denn nur so kann Neues entstehen, nicht mit Abdichtung gegenüber der Kritik, nicht mit Überdeckung früherer, heute vielleicht »peinlicher« Irrtümer und blinder Flecken. Um aber auch meine heutige Perspektive miteinzubeziehen, einen Blick mit etwas Abstand auf die Arbeit und den Prozess zu werfen und nicht zuletzt, um sie in den Kontext aktueller Entwicklungen zu setzen, ist neben diesen Vorbemerkungen ein kurzes, neues Kapitel am Ende des Buches hinzugekommen – »2021 in Wien«.

Seit 2016, seit ich angefragt wurde, als sozialarbeiterische Hilfskraft und in irgendeiner Weise daran anschließend vielleicht auch forschend in einem Café für Shoah-Überlebende mitzuarbeiten, entwickelte sich langsam die Idee meiner Masterarbeit. Anfangs noch unkonkret, oft wechselnd in den Überlegungen zur Schwerpunktsetzung, entstand letztlich, was jetzt als Buch vorliegt. Ein methodisch hybrides, fragmentarisch und zugleich narratives Produkt.

Ich bin den Überlebenden und den Mitarbeitenden des Cafés in einem Maße dankbar, das mir schwerfällt in Worte zu fassen, ohne dabei Wort-hülsen zu bedienen – »unendlich dankbar« kommt mir in den Sinn. Dankbar für ihr Vertrauen, dafür, mich teilgehabt haben zu lassen an diesem wertvollen und schützenswerten Ort, an ihren Geschichten, die das menschlich Aushaltbare an seine Grenzen bringen, aber auch an ihren Freuden, schönen Momenten und ihrer Herzlichkeit. Ich hoffe, ich konnte durch mein Mitwirken zumindest einen kleinen Teil dazu beitragen, dass das beschriebene Café ein guter Ort war, ist und bleibt.

Begonnen hat diese letztlich gemeinsame Geschichte im Kontext einer Tagung, wie ausführlicher im Kapitel »Vorgeschichte« beschrieben ist. Dort war ich zunächst ziemlich allein und überfordert mit den Dynamiken und Affekten im Zusammenhang mit der Shoah, dem Leid der Überlebenden und ihrer Nachkommen sowie den dadurch fast unweigerlich aufgerufenen Schuldabwehrreflexen in der deutschen Gesellschaft, bei allen nichtjüdischen Deutschen, den Nachkommen von Täter*innen und Mitläufer*innen – natürlich auch bei mir selbst. So ist es mir wichtig, vorab auch zu bemerken, dass es mir leidtut, wenn im Eifer des dadurch bei mir losgetretenen Gefechts Menschen in einer Weise gekränkt oder verletzt wurden, die ich nicht beabsichtigt habe. Wissenschaftler*innen, die sich seit Jahren oder Jahrzehnten der Thematik verschrieben und bemerkenswerte Arbeit geleistet haben für das Verstehen, gegen Erinnerungsabwehr und Vergessen – oft auch ganz unmittelbar im Einsatz für die Überlebenden und ihre Nachkommen. Personen, die durch mein Thematisieren und scharfes Kritisieren bestimmter Szenen und Dynamiken im von mir verfassten Tagungsbericht und abseits davon ihr eigenes Bemühen und ihre Arbeit entwertet, angegriffen oder nicht ausreichend gewürdigt sahen. Dabei wären meine Überlegungen und Forschungen ohne die ihren als Anknüpfungspunkte und Verstehenszugänge gar nicht möglich gewesen. Insofern hoffe ich zu einem Diskurs beitragen zu können, der getragen ist von einem gemeinsamen Ringen um Verstehen und Verständnis, und dass dieser Beitrag trotz oder gerade wegen der kritischen Auseinandersetzungen, ohne die er nicht auskommt, als Würdigung von denjenigen verstanden werden kann, die Teil davon sind.

Im Austausch mit Kolleg*innen ist mir geraten worden, einige Aspekte, die ich in meinem »Nachwort 2018« formuliert habe, bereits hier als eine Art »Disclaimer« anzusprechen, um zu vermeiden, dass Sie als Lesende das Buch zu früh zur Seite legen. Dadurch, wie die Thematik affektiv be-

rührt, noch über politische Dimensionen hinaus nahe geht, erzeugt das Lesen nicht selten Aggressionen, Unwohlsein und Unstimmigkeiten. So scheint es fast unvermeidlich, dass der eine oder die andere an verschiedenen Stellen wütend wird – wenn auch aus völlig unterschiedlichen, vielleicht sogar gegensätzlichen Gründen.

Das hat auch mit mir und meiner Schreiberinnen-Position zu tun. Unvermeidbar bleibt, dass meine Perspektive eine nichtjüdisch-deutsche ist. Die einer 1991 geborenen Enkelin, väterlicherseits mit Großeltern, die während des Nationalsozialismus Anfang 30 waren, und mütterlicherseits mit solchen, die gerade erst geboren wurden. Samuel Salzborn ist der Ansicht, dass bei der Enkelgeneration »noch deutlichere Formen der Erinnerungs- und Schuldabwehr« infolge der nicht aufgearbeiteten Gefühlserbschaften sichtbar würden als bei ihren Eltern und Großeltern (2020, S. 21).

Millenial mit Deutschheitskomplexen also. I tried my best, aber: Das Unbewusste is a Hund! Ganz frei von der Beeinflussung durch (Reaktionsbildungen auf) tradierte NS-Mentalitäten kann diese Arbeit nicht sein. Sie ist ein Anrennen gegen nationale Versöhnungsvorstellungen, die als nicht-jüdische Deutsche doch auch immer ein Anrennen gegen sich selbst ist. Ambivalenz, Uneindeutigkeit und Scheitern ist das, was Antisemit*innen nicht aushalten. Ich fragte und frage mich auch selbst, ob ich ganz unambivalent heldenhaft sein, mich überheblich über andere stellen, anklagen und bekämpfen will? Diese Fragen werden den einen oder die andere beim Lesen des Buches nicht überraschen ...

Für Anregungen und kritische Anmerkungen danke ich: Joram Ronel, Phil Langer, Angela Kühner und Sebastian Winter.

Anfang

Juli 1938: Auf Initiative der USA hin treffen sich Vertreter*innen von zahlreichen Staaten im französischen Évian, um über Aufnahmequoten aus Deutschland fliehender Jüdinnen*Juden zu beratschlagen. Die Konferenz in Évian endet im Fiasko: Fast alle Staaten lehnen Erhöhungen ihrer Quoten ab, Polen nutzt die Gelegenheit, um sein eigenes »Judenproblem« zur Sprache zu bringen.

Ein Vierteljahr später brennen in den Novembepogromen die Synagogen. Hunderte Jüdinnen*Juden werden erschlagen.

Unwertes Leben, Ungeziefer. Übermenschen. Untermenschen.

30. Januar 1939: Hitler im Reichstag: »Wenn die Juden noch einmal es wagen, einen Krieg gegen uns zu beginnen, wird das ihre Vernichtung sein!«

Sechs Millionen ermordete Jüdinnen*Juden. Vernichtungslager, Arbeitslager, Todesmärsche.

Dem sozialen Tod durch Ausschluss, durch eine Markierung der Körper als jüdisch mithilfe der Judensterne, folgte die Ausgrenzung durch umzäunte Eingrenzung im Lager und dort schließlich auch die völlige Vernichtung, der seelische und leibliche Tod durch gezielte Ermordung.

1943: Der kleine Jehuda sitzt mit seiner Mutter in einer dunklen Höhle. Sechs Jahre alt ist er, darf nicht sprechen, nicht weinen. Er wusste, dass sie sonst entdeckt und vernichtet würden. Mit Blättern spielte er »Aussiedlung der Juden« (vgl. Jokl, 1968, S. 10f.).

In einem Ghetto in Polen lebt der 12-jährige Adam*¹. Sein Vater totgeschlagen bei einem Verhör durch die deutsche Kriminalpolizei. Der Bruder in das Vernichtungslager Chelmino deportiert. Als Adam* an diesem Tag nach Hause kommt, findet er seine Mutter tot. Langsam verhungert,

1 Alle Namen und Orte, die mit einem * verstehen sind, sind anonymisiert.

weil sie ihre Essensrationen ihm geschenkt hatte. Wenig später wird auch Adam* deportiert, nach Auschwitz. Marie*, nicht einmal zwei Jahre alt, lebt in einem Kloster in Polen, auf Schritt und Tritt folgt sie Schwester Matilda*. Den jüdischen Namen, den ihr ihre Eltern gegeben hatten, darf sie nicht benutzen. Entdeckt werden darf sie nicht. Wenn Gefahr droht, wird sie »in ein kleines Kästchen in der Wand gesteckt«. Ihre Großeltern wurden getötet, die Eltern sind im Lager.

Die Lager. Dort

»wird der Kampf um das Überleben ohne Erbarmen geführt, denn jeder ist verzweifelt und grausam allein. Wenn irgendein Null Achtzehn [namenlos reduziert auf die letzten drei Ziffern seiner Häftlingsnummer] strauchelt, findet er keinen, der ihm die Hand reicht; wohl aber findet er einen, der ihn aus dem Weg schafft, weil niemand daran interessiert ist, daß sich noch ein Muselman mehr jeden Tag zur Arbeit schleppt« (Levi, 1958, S. 105).

Das Lager ist das Prinzip der nationalsozialistischen Gesellschaft, um den Abschaum, das Unwerte, das Eklige und Gefährliche zu separieren von der reinen, der gereinigten deutschen Gesellschaft. Zunächst nur für politische Gegner*innen gedacht, dann in seiner Funktion ausgeweitet zur allgemeinen »gesellschaftssanitären« Zielsetzung, während »Asoziale«, Homosexuelle, »Berufsverbrecher« und viele mehr interniert wurden. Nach der Reichspogromnacht wurden auch Jüdinnen*Juden in den Lagern »konzentriert«. Im Krieg werden sie dann zu Schlachthäusern für die dort Eingepferchten. Die Verfolgung und Konzentration traf zuerst die bekennenden Gegner*innen, dann die störenden »Schmarotzer« und dann den Hauptfeind, die Gegenrasse, »das Weltübel«. Gegen dieses eskalierte die Austreibungs- und Einpferchungslogik zum Mord.

Währenddessen schreibt ein Wehrmachtssoldat, überzeugter Antisemit, eine Postkarte aus Frankreich an seine Frau und seinen kleinen Sohn, die er mit den Worten »Mein liebes gutes Heinzilein« beginnt.

70 Jahre später. Ein Raum. Sechs runde Tische. In der Mitte jeweils eine einzelne Blume. Fünf Stühle an jedem Tisch. Die Menschen, die auf diesen Stühlen sitzen, sind alle sehr alt. Sie sprechen, gestikulieren oder blicken schweigend in ihre Kaffeetassen. Kaffeetassen, ja, dieser Ort scheint ein Café zu sein. Am Ende des Raumes an der Wand ist eine Theke, ein Buffet. Es gibt Schokokuchen, Obsttörtchen und Käsekuchen. Vom Käsekuchen

sind nur noch zwei kleine Stücke übrig, er scheint am beliebtesten zu sein. Rechts davon Kaffeelöffel, Honig, Milch, Zitrone und eine Auswahl von Teebeuteln. Gleich daneben eine Thermoskanne mit heißem Wasser, eine Thermoskanne mit Kaffee, größere Glastassen für den Tee, kleinere Porzellantassen für den Kaffee. Zwischen all dem verteilt Weintrauben und Kekse. Über dem Stimmengewirr liegt der örtliche Dialekt. Dazwischen: osteuropäischer Akzent und jiddisch. Manchmal steht eine der Personen auf, geht zu einem anderen Tisch und wechselt dort mit jemandem nach der Begrüßung ein paar Worte in Hebräisch, bevor sie auf Deutsch weiterprechen. Am anderen Ende des Raumes ist ein kleines Podium. Elegant, aus Holz. Darauf das Bild einer Menora, daneben eine echte. Auf dem Podium liegt eine Schale mit verschiedenen Kippot. Manche der alten Menschen sind allein dort, manche zusammen als Ehepaar. Einige haben eine jüngere Begleitperson dabei, die sich um sie kümmert.

Eine Frau, Mitte 30, geht von Tisch zu Tisch, hört zu, erkundigt sich nach dem Befinden. Hinter einem älteren Mann bleibt sie stehen, legt beide Hände sehr liebevoll auf seine Schultern und fragt ihn: »Wie geht es dir, Papa?« Sie heißt Tamara* und ist die Sozialarbeiterin, die das Café leitet.

Die kleine Marie*, die im Kloster versteckt wurde, ist jetzt eine ältere Dame mit dunklen Haaren und strahlend blau-grünen Augen, die kleine Mitbringsel aus ihrem letzten Israel-Urlaub an ihre Freundinnen verteilt. Neben ihr sitzt ihr Mann, der gerade eine Entscheidung darüber gefällt hat, welches der drei kleinen Kuchenstücke, die vor ihm liegen, am besten schmeckt. Die Männer am gegenüberliegenden Tisch werden alle der Reihe nach von Rafaela* umarmt und auf die Wange geküsst. Rafaela* organisiert das Kaffee- und Kuchenbuffet, ihre Kinder gehen in den gleichen Kindergarten wie die von Tamara*. Sie ist auffallend attraktiv, trägt – wie eigentlich immer – roten Lippenstift und ein buntes Blumenkleid. Auch wenn sie nur Englisch spricht, was nicht alle so gut verstehen, klappt die Verständigung problemlos. Wirkt jemand unbeteiligt oder traurig, sucht sie den Kontakt und versucht aufzumuntern und zu aktivieren. Adam* ist einer der Männer, die gerade von ihr begrüßt wurden. Er redet sehr laut am »Männertisch«, gestikuliert dabei viel. Durch sein Gesicht zeichnen sich einige linienförmige Narben, die beim ersten Blick kaum auffallen, da sie teils sehr exakt dem Verlauf seiner ganz normalen Mimik-Falten folgen. Adam* überlebte das Ghetto Lodz, den Transport nach Auschwitz, die Zwangsarbeit dort und auch den anschließenden Todesmarsch, auf den die

Deutschen sie bei Herannahen der Alliierten schickten. Bevor er in das damalige Palästina ging, hatte er beschlossen, niemals wieder wehrlos zu sein und wenn, dann mit der Waffe in der Hand zu sterben, wie er auch in Diskussionen im Café immer wieder betont. Die Narben stammen aus seiner Zeit bei der Haganah, der jüdischen Selbstverteidigungsorganisation in der britischen Mandatszeit, und später den Israel Defense Forces (IDF). Theo Rosenberg* und Yotam Liebensch* sind die anderen beiden Männer, die bei ihm sitzen. Theo Rosenberg* ist ebenfalls 90, überlebte das KZ Buchenwald und führte lange Zeit ein Geschäft für gehobene Herrenbekleidung in der Stadt des Cafés. Die modischen, teuren Sakkos, die er immer trägt, verweisen noch auf diese Zeit. Seine Kinder wohnen weit weg, der Wohlstand und eine Wohnung, die, wie er immer betont, viel zu groß für ihn alleine ist und in der er sich einsam fühlt, sind ihm geblieben. Manchmal wirkt er zornig, wenn er spricht. Seine Augen hinter den großen Brillengläsern blicken oft ins Leere. Ebenso häufig beginnt er dann jedoch – für die anderen unerwartet – ausgelassen zu lachen, weil er mit einem Ohr die Gespräche um ihn herum verfolgt hatte. Yotam Liebensch* ist mit seinen 94 Jahren der älteste dieser Herrenrunde. Er hat wie Adam* im israelischen Unabhängigkeitskrieg in der Haganah gekämpft und war davor, nach mehreren Internierungen in anderen KZs, wie Theo* zuletzt in Buchenwald. Meistens begleitet ihn seine Tochter, manchmal auch sein Sohn, alleine möchte er den Weg nicht mehr auf sich nehmen. Sein liebes Gesicht ist von einigen auffallenden Altersflecken bedeckt. Wenn er lächelt – und das tut er sehr häufig – erinnert sein Blick an einen gutmütigen Bären. Adam* spricht ihn auf die Zeit beim Militär an, die große Flugabwehrkanone, die Yotam* stolz bediente, die laut Adam* aber nie zum Einsatz kam, da der Gegner ohnehin nicht mit Flugzeugen angriff. Wenn Adam* das sagt, um zu betonen, dass er der viel härtere Kämpfer war, grinst Yotam* verschmitzt wie ein kleiner Junge. Bei dem Tisch direkt daneben scherzt Doron* mit Gina*, sie ist selbst keine Überlebende, da ihre Mutter rechtzeitig nach Palästina ausgewandert ist und sie so in Tel Aviv geboren wurde. Genau wie die Eltern von Doron*. Er ist Mitte 40, Psychoanalytiker und Arzt für Psychosomatik und Psychotherapie. Als er ihr zu frech wird, ruft Gina* den anderen zu: »Den kenne ich schon seit er fünf Jahre alt ist, der ist immer im Haus seiner Großeltern rumgesprungen, die waren meine Nachbarn!«

Dieser Ort ist kein gewöhnliches Café. Seine Besucher*innen sind keine gewöhnlichen Café-Gäste. Es gibt eine Verbindung zwischen ihnen, ein gemeinsames Thema, einen Erfahrungshintergrund, der in einer Nähe sicht-

bar wird auch zwischen denjenigen, die sich erst im Café kennenlernten. Sie alle leben noch, entgegen jeder Wahrscheinlichkeit, denn sie alle hätten getötet, »vernichtet« werden sollen. Weil sie jüdisch sind. Doch sie gehören zur kleinen Gruppe derjenigen, die überlebt haben. Die Besucher*innen des Cafés sind alle Überlebende der Shoah. Sie haben als Jugendliche oder junge Erwachsene das KZ überlebt, sind untergetaucht, wurden als Kinder vor der Außenwelt versteckt oder mit einer neuen Identität versehen.

An einem der Tische sitzt eine junge Frau. Sie trinkt nervös aus ihrer Kaffeetasse. Man sieht ihr an, dass sie nicht recht weiß, was sie sagen soll. Diese junge Frau gehört nicht zu den Überlebenden. Spricht weder jiddisch noch hebräisch. Ist kein Kind und keine Enkelin von Überlebenden, nicht jüdisch. Nichtjüdische Deutsche. Ihr Opa war in der Wehrmacht und der Reiter-SA. Sie ist sichtlich erleichtert, als eine ältere Dame ihr von sich aus viele Fragen stellt und ein lebhaft-interessiertes Gespräch beginnt ...

Diese junge Frau bin ich. Alina Brehm, geboren 1991. Alina wie Albert und Lina, meine Großeltern väterlicherseits, beide 1907 geboren. Der Verfasser der Postkarte an das »liebe gute Heinzlein« war mein Großvater Albert. Wie gelangt Al(bertL)ina, gelange ich als ... ja, als was denn eigentlich? Forscherin, Sozialarbeiterin, junge nichtjüdische Deutsche, »Täter-/Mitläufer-/Kriegsenkelin« in das Café für Shoah-Überlebende? Eigentlich wollte ich nie zu Shoah und NS forschen. Das Thema schien mir sehr raumfüllend, die intensive Beschäftigung vieler meiner Kommiliton*innen damit irgendwie »suspekt«, überambitioniert. Zwar bediente ich zumindest bewusst nicht das übliche »Es muss doch auch mal vorbei sein«-Narrativ, sondern tauschte mich durchaus auch mal mehr, mal weniger interessiert mit anderen über ihre Arbeiten und Seminare zu dem Thema aus, doch selbst etwas dazu schreiben, es zu »meinem« Thema machen, wollte ich nicht. Und jetzt sitze ich dort, interagiere, forsche und schreibe über das Café, über die Shoah, bin dort »gelandet«. Wie, das möchte ich nachfolgend erzählen und dabei fragen: Wer sind die Menschen, die diesen Raum mit ihrem Leben, ihrer Geschichte füllen und gestalten? Was passiert, was entsteht dort mit ihnen, zwischen ihnen? Und zwischen ihnen und mir? Aber auch: Was will ich von ihnen, warum bin ich da, welche Funktion habe ich?

Aber erst einmal: Wo genau bin ich da? Das Café für Shoah-Überlebende, von dem hier berichtet werden wird und das ich weitestgehend nur als »das Café« bezeichnen werde, hat seinen Vorläufer in dem »Treff-

punkt Frankfurt«, der 2002 eröffnet worden ist und mittlerweile über 30 ähnlichen Einrichtungen in Deutschland mit ungefähr 3.000 regelmäßigen Besucher*innen als Modell dient (vgl. Lehrer, 2020, S. 7).

Bei der Konzipierung des Frankfurter Cafés wurde zurückgegriffen auf die Erfahrungen des Stockholmer »Café 84« und des von Amcha Israel initiierten »Café Europa« in Tel Aviv (vgl. Staszewski, 2017, S. 86ff.). Die grundlegende Idee dahinter ist die Schaffung eines niedrigschwelligen psychosozialen Angebotes für Überlebende der Shoah, in Form eines »Erzählcafés«. Diese Niedrigschwelligkeit ist notwendig, um die Überlebenden zu erreichen, da diese trotz vorhandener »Multiproblemlagen« den Kontakt mit offiziellen Behörden aufgrund ihrer Verfolgungsgeschichte meiden – insbesondere im Land der Täter*innen, wie Noemi Staszewski bemerkt (vgl. ebd., S. 52). Sie möchten nie wieder auf einer Liste stehen. Auch die Sorge, aufgrund des Sichtbarwerdens als (evtl. hilfsbedürftige*r) Überlebende*r soziale Ausgrenzung zu erfahren, trägt dazu bei, dass die meisten Verfolgten zeitlebens weder innerhalb ihres familiären und sozialen Umfelds noch in Kontexten professioneller Hilfen ihre traumatischen Erlebnisse und deren (Spät-)Folgen thematisiert haben. Einmal die Woche, drei Stunden lang wird in dem Café unter der Leitung einer Sozialarbeiterin und der Mithilfe einiger ehrenamtlicher Helfer*innen Kaffee und Kuchen serviert (der für die Überlebenden kostenfrei ist), ein kulturelles Programm gestaltet und die Möglichkeit gegeben, zusammenzukommen mit Menschen, die ähnliches erlebt haben.

Am 27. Januar 1945 wird Auschwitz von der Roten Armee erreicht, am 8. Mai 1945 kapituliert Deutschland bedingungslos. Es ist vorbei. »Wir sind gerettet, aber wir sind nicht befreit«, formuliert danach Norbert Wollheim, der Auschwitz als Zwangsarbeiter der IG Farben überlebt hatte. Das Zitat ist an die Wand des Wollheim-Memorials auf dem Campus der Goethe-Universität geschrieben, der Universität, die nun in dem IG Farben-Haus residiert und an der diese Arbeit entstanden ist.

70 Jahre ist »es« her. Der Zivilisationsbruch, die kollektive Verunsicherung des Weltvertrauens, der Verlust des Weltvertrauens der Verfolgten, der Überlebenden der Vernichtung. 70 Jahre, in denen nichts wieder »normal« werden konnte. Die Überlebenden, die im Land der Täter*innen geblieben, dorthin zurückgekehrt oder dort »gelandet« waren, begegneten denjenigen, die versucht hatten, sie umzubringen, überall auf der Straße und mussten mitansehen, wie diese weiter Karriere machten. Für die Geretteten interessierte sich in Deutschland niemand. Wollheim musste

einen Prozess gegen die IG Farben führen – woraufhin ihm 1953 ganze 10.000 DM Schmerzensgeld zugesprochen wurden. Da war er schon in die USA ausgewandert. Begonnen mit der Forschung zu den psychischen und psychosozialen Folgen der Shoah wurde erst in den 1970er Jahren, 30 Jahre nach der Befreiung der Konzentrationslager.

Die Shoah bedeutet einen unwiderruflichen Abgrund sowohl in der psychischen Struktur der Überlebenden und ihrer Nachkommen als auch in derjenigen der Täter*innen/Mitläufer*innen und deren Nachkommen. Das deutsch-jüdische Verhältnis ist seitdem strukturiert durch eine »negative Symbiose«:

»[D]as Ergebnis der Massenvernichtung [ist] zum Ausgangspunkt ihres Selbstverständnisses geworden; eine Art gegensätzlicher Gemeinsamkeit – ob sie wollen oder nicht. Denn Deutsche wie Juden sind durch dieses Ereignis neu aufeinander bezogen worden. Solch negative Symbiose, von den Nazis konstruiert, wird auf Generationen hinaus das Verhältnis beider zu sich selbst, vor allem aber zueinander prägen« (Diner, 1987, S. 9).

Gabriele Rosenthal hat die Folgen von Shoah und Nationalsozialismus in drei Generationen der Opferfamilien und derjenigen der Täter*innen und Mitläufer*innen untersucht. Dabei ist sie vor allem auf Schweigen gestoßen. Schweigen gegenüber den Angehörigen über die Grausamkeiten, die die Überlebenden überlebten, und (Ver-)Schweigen des Verantwortlichseins für ebendiese Grausamkeiten und die innere Beteiligung an der sie antreibenden Ideologie der Täter*innen. Die Motive unterscheiden sich. Während das Schweigen der Opfer in erster Linie dem Schutz ihrer Kinder und Enkel*innen vor dem In-Kontakt-Kommen mit ihren schrecklichen Erlebnissen dient(e), ist es bei den Familien der nichtjüdischen Deutschen der Selbstschutz der Täter*innen und Mitläufer*innen vor Vorwürfen und schwindender Zuneigung, der im Vordergrund steht (vgl. Rosenthal, 1997, S. 19). Verleugnung des radikalen Ohnmachtsgefühls auf der einen, Abwehr der Beteiligung an Verbrecherischem, »Sauberhalten« der eigenen deutschen Identität auf der anderen Seite.

Der Psychoanalytiker Kurt Grünberg, Mitbegründer des Frankfurter »Treffpunkts für Überlebende der Shoah«, stellt folgende Prämissen für die Beschäftigung mit Shoah-Traumatisierten auf (vgl. Grünberg, 2016, S. 44ff.):

1. Die seelischen Spuren des Erlebten lassen sich weder beseitigen, noch psychisch integrieren: »Auch Jahrzehnte nach der Befreiung blei-

ben den Überlebenden ihre Erinnerungen wie beständig vorhandene Erinnerungen wie beständig vorhandene Fremdkörper präsent, mit denen sie zu leben haben, ob sie wollen oder nicht, am Tage wie auch in der Nacht« (ebd., S. 44).

Angesichts dieser Tatsache ist das Reden von »Heilung« oder »Integration« als Abwehrreaktion gegen die weltvertrauenererschütternde Konfrontation mit der Radikalität extremer Traumata zu verstehen. Sich angemessen um Überlebende zu kümmern, kann nur gelingen, wenn zuvor eingesehen wird, dass es keine Heilung gibt.

2. Die Traumatisierung ist nicht auf ein einmaliges Erlebnis zurückzuführen, sondern auf sequenzielle Traumatisierungen im Sinne Hans Keilsons. Die immer schon dagewesenen antisemitischen Ausgrenzungen und Diskriminierungen, die Zeit der nationalsozialistischen Verfolgung und Vernichtung und schließlich auch die Erfahrungen in der Zeit nach der »Befreiung« kumulieren sich zu dem jeweiligen Trauma (vgl. Keilson, 2005). Die von Ralph Giordano (1987) beschriebene »zweite Schuld« der deutschen Kultur besteht auch darin, die Überlebenden in ihrem Schmerz jahrzehntelang allein gelassen zu haben, die meisten Nazi-Täter*innen nie bestraft zu haben und stattdessen – mit den bekannten Stationen Bitburg, Historikerstreit, Walser-Rede, »Der Brand«, Höckes Dresden-Rede um nur einige zu nennen – sich zunehmend selbst als die eigentlichen Opfer darzustellen. In dieser verleugnenden Atmosphäre lebte das Traumatisierende fort.
3. Das heißt nicht, dass die Kinder der Täter*innen nicht gelitten hätten. Giordano beschreibt als »zweite Schuld« auch die den Nachkommen durch die verschweigende oder verharmlosende Haltung der Täter*innengeneration und deren Nicht-Aufarbeitung ihrer eigenen Taten auferlegte Qual der Auseinandersetzung mit den nur geahnten Grausamkeiten in der Familiengeschichte. Das Unbearbeitete wird an die Nachkommen delegiert und lässt sie Schuldgefühle neben Fragmenten der Nazi-Begeisterung empfinden (vgl. Lohl, 2010, S. 251ff.). Die Kinder der Opfer leben mit der Angst, »ebenfalls zu Opfern zu werden, während die Nachfahren von Täter*innen und Mitläufer*innen Gefahr laufen, einer ihnen innewohnenden Tat-, Unterwerfungs- oder Anpassungsbereitschaft zu folgen, falls sie sich der aufrichtigen und schmerzlichen Analyse solcher Prozesse verweigern« (Grünberg, 2016, S. 46).

4. Diese Unterschiede verwischen angesichts der aktuellen Tendenzen im öffentlichen deutschen Diskurs hin zu einer »Entsorgung« (ebd.) der Vergangenheit, indem allgemein »der Krieg« (statt speziell die Shoah) beklagt wird (vgl. Winter, 2016). Dies verschärft noch einmal die Bedingungen, in Deutschland mit dem so (unter dem Vorzeichen der Beschäftigung mit den »Traumata« der Deutschen) erneut verleugneten Traumatischen umzugehen.

Yael Danieli, Psychologin, Direktorin des *Group Project for Holocaust Survivors and their Children* in New York und ehemaliger Sergeant der IDF, hat das »Danieli Inventory for Multigenerational Legacies of Trauma« entwickelt, eine Typologie von vier »posttrauma adaptational styles in families of Holocaust survivors« (Danieli et al., 2015, S. 168). Gegenüber Grünbergs verstehend-psychoanalytischem Zugang ist der Danielis psychologisch-quantifizierend. Doch auch sie interessiert, wie nach der scheinbaren »Befreiung« von den Opfern und ihren Nachkommen mit dem Traumatischen, das nicht verschwindet, umgegangen wird. Sie unterscheidet an solchen Stilen »victim«, »fighter«, »numb« und »those who made it«:

»Briefly, victim style includes sadness, worry, mistrust, fear of the outside world and symbiotic clinging within the family; fighter style consists of intense drive to build and achieve, compulsive activity and prohibition of weakness or self-pity; numb style is characterized by pervasive silence and depletion of all emotions, minimal tolerance to stimuli, their children expected to grow up on their own; and >those who made it< style includes denial of the survivor's Holocaust experiences, assimilation and single-minded pursuit of high education, social and political status« (ebd.).

Diese vier Stile, die die dritte Phase der sequenziellen Traumatisierung strukturieren, wurden oft schon während der Zeit der Verfolgung entwickelt und prägen nach Danielis Ansicht dann das gesamte spätere Dasein in der Welt.

»These styles generalize to a way of life and become an integral part of her/his personality, repertoire of defence or character armour, view of oneself, of others, and of the world. They become a style of being in the world« (ebd.).

Dies kann durchaus realitätstüchtige Charaktere ohne auffällige Psychopathologien hervorbringen, was dazu führt, das oftmals begeistert die Resilienz-Leistungen und die psychische Gesundheit Überlebender gewürdigt werden. Doch basiert gerade diese Tüchtigkeit auf dem anhaltenden Traumatischen, gegen das angearbeitet wird. Und spätestens im hohen Alter schwinden oft die Abwehrkräfte ...

Das Trauma der Überlebenden, ihrer Nachkommen und der über ihre (jüdische) Identität mit den Verfolgten Verbundenen enthält das Erleben der Annihilation, das Erleben, tot gewesen zu sein. Die deutschen Täter*innen dagegen, ihre Nachkommen und sonstige über die deutsche nationale Identität mit ihnen Identifizierten haben nicht diese Probleme, sie sind nicht traumatisiert – vielmehr haben sie ihr Erleben »kryptisiert« (vgl. Brunner, 2011; Lohl, 2010). Die Krypta der nichtjüdischen Deutschen birgt unmenschlich Lustvolles. Sie umschließt und bewahrt im individuellen wie im kulturellen Unbewussten als Gespenster der Vergangenheit das Böse und Begeisternde der Zeit des völkischen Herrenmenschtums, die ekstatische Identifizierung mit dem Führer als Ich-Ideal, die sadomasochistische Lust an Macht, das Aufblitzen des Realen im Moment der Gewalt (vgl. Roßmeißl, 2016, S. 97f.). Der »innere Reichsparteitag« wurde sorgfältig weggepackt, mit starken Mauern aus Derealisation und manischem Wiederaufbaugeist gesichert und aufbewahrt. Nach zu viel Alkohol auf Familienfeiern wird sich dann doch zurück zu »Adolf« geseht.

Trauma und Krypta werden transgenerationell weitergegeben. Als »Gefühlserbschaften« werden auf deutscher Seite, wie Jan Lohl prägnant in seiner Dissertation herausgearbeitet hat (Lohl, 2010), Verteidigungswünsche ebenso wie verdrängte Schuld und Scham an die Kinder und Enkel*innen weitergegeben. Die »Unfähigkeit zu trauern« (Mitscherlich & Mitscherlich, 1967) verhindert das Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten. Was folgt ist Schuldabwehr-Antisemitismus, paranoide Angst vor jüdischer Rache, die Verklärung der eigenen Familiengeschichte und der Wunsch nach dem »Schlussstrich«.

Der Untergang war für die Deutschen unerträglich. Zehntausende töteten sich und ihre Kinder bei Herannahen der Alliierten (vgl. Goeschel, 2009; Huber, 2015). Die Anderen verleugneten. Verleugneten den kränkenden Verlust. Verleugneten, dass es da überhaupt einmal etwas gegeben hatte – etwas Begeisterndes, Böses, Grenzüberschreitendes –, an das man geglaubt hatte und für das man eventuell auch gemordet hatte. »Der

Mangel an Trauerarbeit lässt ihn [Hitler] als eingekapseltes psychisches Introjekt weiter bestehen« (Mitscherlich & Mitscherlich, 1967, S. 60).

Die Deutschen wurden nicht von den Erinnyen gejagt, sondern genossen ihr unheimliches Untotes in dieser Krypta. Ihre »zweite Schuld« besteht neben der Einfühlungsverweigerung in ihre Opfer darin, die Kinder und Enkel*innen diesen Leichen im Keller ausgesetzt zu haben: Lücken in der Familiengeschichte, Opa erzählt (nicht) vom Krieg. Fantasien wachsen in den Nachkommen, verfestigen sich zu Phantomen, die nach Ausdruck und Verarbeitung drängen. Immer wieder gibt es Versuche, sie zu bannen, den Spuk loszuwerden (vgl. Lohl, 2010, S. 267ff.).

In dem Café ist die Shoah als Unsagbares, über das zu sprechen versucht wird, allgegenwärtig. »Repräsentanzen der Shoah« finden sich im Gesprochenen, vor allem aber in dessen Rissen und im nichtsprachlichen Handeln. Denn die Shoah ist nicht symbolisch repräsentierbar: »Die Shoah muss als kulturelles *Trauma* verstanden werden, das auf eine *Abwesenheit*, eine spezifische *Leere* verweist und in der Antinomie von Repräsentierbarkeit und Intelligibilität sich äußert« (Langer, 2002, S. 18).

»Repraesentare« bedeutet »vergegenwärtigen, vorführen, vorstellen«. Im psychoanalytischen Sinne sind Repräsentanzen Erinnerungsspuren, affektbesetzte innere Vorstellungen von Selbst und Objekt, von Interaktion, von mir und den anderen. Vergangenes Erleben, das aus dem Bereich der Sprache herausfällt, wird trotzdem vergegenwärtigt. Von den Überlebenden, von mir, gemeinsam, gegeneinander. Konkret, in Interaktionen, in leiblichen Empfindungen, im Aufkommen von spezifischen Affekten und Fantasien, in der Art und Weise, wie sie unbemerkt Einfluss nahmen und nehmen auf biografische Verläufe beziehungsweise die damit verbundenen Deutungsmuster, in Beziehungen. Phil Langer hat dies als »Nachbeben« oder »Echo« bezeichnet, das bis heute fortwirkt (vgl. ebd., S. 17f.). Diese Repräsentanzen des das Symbolische Vernichtenden haben fast keine symbolische Qualität, fast keinen »Als-ob«-Charakter, sondern sind nahe am Wiederholungszwang, am Agieren. Die Kluft zwischen Bezeichnetem und Bezeichnendem, das die (entfremdende) Distanz zum Erlebten und damit seine Verarbeitung und Einordnung ermöglicht, ist hier nur sehr schwach und fragil. Die Shoah ist nicht (nur) »psychisch« repräsentiert, sondern »leiblich«. Mit dem Konzept des »szenischen Erinnerns« der Shoah hat Grünberg, gestützt auf Überlegungen Alfred Lorenzers, dieses Nonverbale in den Fokus gerückt (vgl. bspw. Grünberg, 2016).

In den Szenen des Handelns treten so unintendiert wie unvermeidlich

die Gespenster der Vergangenheit in Erscheinung. Metaphern von Phantomen, Geistern und Untoten finden sehr oft Verwendung in der Literatur zu dem Echo des Nationalsozialismus, denn:

»Der Nationalsozialismus lebt nach, und bis heute wissen wir nicht, ob bloß als Gespenst dessen, was so monströs war, daß es am eigenen Tode noch nicht starb, oder ob es gar nicht erst zum Tode kam; ob die Bereitschaft zum Unsäglichen fortwest in den Menschen wie in den Verhältnissen, die sie umklammern« (Adorno, 1959, S. 555).

Die Berührung als Täter*in oder Opfer mit dem (inter-)subjektivitätsvernichtenden Realen der traumatisierenden Gewalt, die das Symbolische zerstört, wird nie wieder in dieses integrierbar, repräsentierbar sein, sondern als ungreifbares Untotes herumspuken. »Die Geister [der Verstorbenen; P.L.] finden Aufnahme ins Schreiben unter der Bedingung, dass sie für immer schweigen« (Certeau, 1991, S. 12, zit. n. Langer, 2002, S. 23). Mit dieser Arbeit will ich keine solche sinnstiftende Erzählung über dem Keller der Vergangenheit errichten, die ihn zumauern, keinen Sinn im Sinnlosen imaginieren, sondern der unheimlichen Gegenwart der Vergangenheit nachspüren.

Das tue ich aus meiner subjektiven Perspektive – wie genau wird im nachfolgenden Abschnitt »Methode« erläutert – in Form einer Collage verschiedener Szenen. Nach der Darstellung der Methode folgt die Episode »Nur gerettet, nicht befreit?«, die zunächst ohne theoretische Einordnung meine Etappen auf dem Weg in das Café beschreibt. Über mein »epiphanisches Moment« auf einer Tagung, das anschließende Treffen mit einem Referenten dieser Tagung und mein Verfassen des Tagungsberichts, der zur Anfrage, ob ich nicht im Café für Shoah-Überlebende mitarbeiten wolle, führte.

Dann: mein Hintergrund, mein biografischer Starting Point unter dem Titel »Pedigree«: Ein Gespräch mit meinem 1939 geborenen Vater über meine Großeltern, die im Nationalsozialismus Erwachsene waren. »>Kann man das aushalten?« – Initiation« stellt das Café vor. Es beschreibt den Eröffnungstermin, die erste Begegnung zwischen Überlebenden und Doron*, dem Initiator des Cafés. Die Szenenfolge verläuft chronologisch bis zu meinem Eintritt in das Café. Dann wird sie fragmentiert, eine lineare Erzählweise ist angesichts des zerstörten Erlebens, das zu beschreiben ist, unangemessen.

Die folgenden Szenen unter der Überschrift »Im Café« können in beliebiger Reihenfolge gelesen werden, sie verweisen nur sporadisch aufeinander. Zwischen den Szenen eingeflochten findet sich die Auswertung zweier Interviews mit Überlebenden aus dem Café, Marie*, einer Child Survivorin, die versteckt wurde, und Adam*, der als Jugendlicher das Ghetto Lodz, Auschwitz und die Zwangsarbeit in einem Außenlager des KZ Neuengamme überlebte. Auch sie können unabhängig voneinander betrachtet werden, es gibt keinen kontrastierenden Vergleich.

Dieser Teil der Arbeit beginnt mit der Szene »Starke Schulter«. Hier steht die Frage nach dem Halten und Aushalten im Mittelpunkt. »Herr Abel* und der Kinderchor« ist eine Szene, in der kurz die Zukunft aufblitzt, singende jüdische Kinder, das Versagen der Nazis bei ihrem Versuch, das jüdische Volk auszurotten. Mit dem »Zeittunnel« aber bricht gleich wieder die Vergangenheit als Unerlöste, Unerlösbare ein in die Gegenwart und durchlöchert die Mauern des Cafés. Der Besuch einer Christin im Café, die »das jüdische Volk segnen« und so sich selbst erlösen will, ist Gegenstand der Szene »Von Wunden und Christen«. Sie liefert ein Beispiel für Versuche, die Wunde verschließen zu wollen ohne sich dem Blick in die Zeittunnel zu stellen. Darauf folgt die erste Interviewauswertung »Marie* – wo gehört sie hin?«. Maries* Suchbewegungen nach einer nationalen, religiösen, familiären Zugehörigkeit und das Interaktionsgeschehen zwischen uns beiden wird beleuchtet. In der anschließenden Szene »(No) Microphone Expert« wird dieses (Konflikt-)Geschehen wieder aufgegriffen und intensiv nach meiner Rolle in dem Café gefragt. »Adam* – mit der Waffe in der Hand« ist die nächste Interviewauswertung. Anders als bei der suchenden Marie* steht bei ihm im Vordergrund das Traumatische und dessen öffentliche Verleugnung als Überlebender im »Fighter-Style« zu bekämpfen. Als letzte Szene folgt die »Scheiße«, die sich dem stinkenden Abort des Cafés, dem Abjekt Shoah zuwendet, zuwenden muss.

Auf Überleitungen zwischen den Szenen habe ich bewusst verzichtet, habe sie weder in der Reihenfolge ihres Sich-Ereignens angeordnet, noch eine fiktive Rahmenerzählung um sie herum gebaut, die sie in eine künstliche Kohärenz führen würde.

Nach den konkreten Szenen und Interviews wird, jetzt unter der Oberüberschrift »Zurück am Schreibtisch«, im Kapitel »Das Café als unmöglicher Ort« in nicht verschriftlichten Begegnungen sowie den dargestellten Interviews und Szenen Aufscheinendes gebündelt, das Hinweise auf die Frage gibt, was für ein »Ort« das ist und mithilfe der Raumtheorien von